Katholische Blätter für
weltanschauliche Information

ORIENTIERUNG

Nr. 10 29. Jahrgang | Erscheint zweimal monatlich | Zürich, den 31. Mai 1965

Wir kommentieren

die Ausstellung (Ferdinand Gehr) in Schaffhausen: Wie gewinnt man Einblicke in eine «heile Welt»? – Konzentration des Ausdrucks – Geläuterte Menschlichkeit – Neue Ordnung der Dinge – Von Transzendenz erhellter Raum – Größe im Unscheinbaren – Geistige Sachlichkeit – Ein Beispiel: Der Zyklus der «Zwölf Apostel» – Neuer Zugang zum Geistigen in der heutigen Welt.

das Ende einer Epoche: «Summe» des Lebens von *P. Gundlach SJ* – Aus kleinen Abhandlungen ein geschlossenes System – Wie zwingt man den Gegner, Farbe zu bekennen? – Stärke: Unerbittliche Hervorhebung des Grundsätzlichen – Schwäche: Festhalten an der einmal eingenommenen Position – Zu «Mater et Magistra» fand Gundlach keinen Zugang mehr – Der engste Berater des Papstes Pius XII. in Sozialfragen zwingt uns heute noch zum «grundsätzlichen Denken» – In manchen Punkten sind wir aber kritischer geworden.

Stimme eines Kardinals (Lercaro)

Was haben wir aus Johannes XXIII. gemacht?: Haben wir ihn wirklich verstanden? Haben wir ihn nicht allein gelassen? – Ein Genie, aus Mittelmäßigkeit geboren? – Ein Mann der Zukunft – Der schöpferische Geist Roncallis – Ein unvorhergesehener Entschluß – Zielsetzung seines Pontifikats – Dilemma der Einberufung des Konzils – Ein tollkühner «Stürmer»? – Oder: Wohlberechnete Kühnheit? – War Papst Johannes ein guter «Papa» für die Menschheit, oder ein «heiliger» Kirchenlehrer? – Dürfen wir Papst Johannes «verharmlosen»? – Die Sache hat einige Konsequenzen.

Forum des Geistes

Die Aufgabe der Universität in der pluralistischen Gesellschaft: Zur 600-Jahrfeier der Universität Wien – Sechs Richtsätze: Selbstkritische Offenheit auf das Unbekannte – Relativität der Einzelwissenschaft – Toleranz als Ehrfurcht – Ertragen der Pluralität – Bekenntnis der Ohnmacht – Verantwortung der Wissenschaft – Folgerungen: Das Gespräch – Sachliche Würdigung der Überzeugung des Gegners – Gemeinsame Basis: Suche nach Wahrheit – Haltung der Kirche: Aufgeschlossenheit, Bescheidenheit, Gesprächsbereitschaft.

Mariologisches

Zum Verständnis des Titels «Mutter der Kirche»: Wie entsteht Tradition in der Kirche? – Tradition der Bischöfe – Tradition der Propheten – Marianische Dogmen verwurzelt vor allem in der «prophetischen Tradition» – Papst Johannes und die «Mutter der Kirche» – Christus steht in der Mitte – Christozentrische Mariologie.

Musik

Die Musik im christlichen Gottesdienst: Erfahrungen von *P. J. Gelineau SJ* – Prinzipien einer echten Kirchenmusik – Anwendung.

KOMMENTARE

Der künstlerische Schaffensprozess bei Ferdinand Gehr

Wir legen unseren Lesern (anläßlich der *Ausstellung im Kunstmuseum Allerheiligen, Schaffhausen*) die Gedanken eines Kenners der menschlichen Seelenvorgänge zum Schaffen *Ferdinand Gehrs* vor. Vielleicht wird eine solche Betrachtungsweise vielen einen Zugang zu den oft umstrittenen Werken des großen Schweizer Malers öffnen. Sie zeigt: Gehrs Bilder sind keine eruptiven Zeugnisse subjektiver Stimmung, sondern langsam heranreifende Einblicke in eine «heile Welt». *Die Redaktion*

Der Zugang zu Gehrs Werk ist keineswegs leicht und direkt zu finden. Die geistigen Grundlagen dieses tief innerlichen Malers sind zu verschieden von der Weltauffassung des modernen Menschen. Seine Bilder verlangen vom Betrachter eine geistige Einstellung der Sammlung und Kontemplation des von sich selbst gelösten Verweilens.

Innere Schau der Welt

Gehr ist ein Schauender. Seine Inspiration steigt aus den Tiefen einer gesammelten Konzentration. Seine Bilder sind keine eruptiv hinausgeworfenen Zeugnisse subjektiver Stimmung, keine individualistische Selbstdarstellung mit künstlerischen Mitteln. Einfach und organisch gewachsen steht das Werk vor uns, eine objektive, überpersönliche, von metaphysischer Tiefe durchdrungene Schöpfung. In unverkrampfter Zucht sind Künstler und Werk herangereift. Nie ließ Gehr sich drängen, weder von der Not materieller Entbehrung noch von der Macht der Zeit, die in ihrem aktivistischen Fortschritts- und Expansionsdrang jedem Menschen ihre Form aufzuprägen, ja aufzuzwingen sucht. Gehr verfolgte den Zeitgeist wachen Sinnes, blieb aber durch und durch sich selber treu.

Wenn in seinen Werken manchmal der Eindruck des Primitiven entsteht, so erklärt sich diese «Primitivität» aus jener Disziplin, auf wenige Stufen zu reduzieren. Sie ist Sparsamkeit, letzte künstlerische Gestaltungskraft, und damit das Gegenteil von wirklicher Primitivität: Folge eines meditativen Eindringens in das innerste Wesen des Dargestellten. Diese kompromißlose Kürze und Konzentration des Ausdrucks ist das Ergebnis eines besonderen geistigen Wahrnehmungs- und Gestaltungsprozesses. Es spiegelt sich darin ein umspannendes synthetisches Bild des Kosmos und des Menschen, das gerade in seiner Gegenständlichkeit nie völlig adäquat sein kann; es wird ergänzt und überhöht durch das intuitive Erfassen eines ungegenständlichen geistigen Zentrums der Person, welches der Mutterboden aller ihrer gegenständlich faßbaren Aufzeigungen ist. Besonders in der über jede sinnliche Spiegelung hinausgehenden Reinheit der Farbe und der Farbkombinationen Gehrs, die die neue Auszeugung eines schöpferischen

Schauens sind, leuchtet der Reichtum des Menschlichen in seiner geistigen Strahlkraft auf.

Von Transzendenz erfüllter Raum

Gehrs Spiritualität ist nicht eine abstrakte Welt der Ideen, fern vom Menschen, losgelöst von der Welt; vielmehr ist sie ursprünglich und unmittelbar menschlich, nämlich Ausdruck einer von charismatischer Liebe durchdrungenen und geläuterten Menschlichkeit. Seine Bilder strahlen gerade darum so viel Wärme aus, weil das Menschliche in ihnen über den homo naturalis hinausführt zum vollendeten Menschen, in welchem sich die Harmonie des transzendentalen Seins verwirklicht.

Im Gegensatz zu jener mächtigen Grundströmung des Desintegrativen in der zeitgenössischen Kunst, die das zerrissene Menschenbild darstellt, wagt Gehr – und das ist seine Sendung – den heilen Menschen, die geordnete Schöpfung zu bezeugen. Er tut es in einer gültigen und zeitlosen, weil aus den tiefsten Quellen des menschlichen Wesens schöpfenden Weise. Seine Malerei ist eine heile Welt; darum hat sie heilende Kraft. Dabei weicht Gehr dem menschlichen Drama nicht aus, er «idealisiert» nicht; er hält die unerhörte Spannung des Lebens durch und vermag die Gegensätze zu einem Gesamtbild zusammenzufassen, welches die Pole des Erdhaften und Geistigen, des Eros und der Agape, des Dämonischen und des Erlösenden zu einem Kosmos höherer Ordnung eint. Seine Bilder sind von der Transzendenz erhellter Raum.

Ineinandergreifen der Gegensätze

Der geistige Schaffensprozeß Gehrs ist gekennzeichnet durch das harmonisierende Ineinandergreifen an sich gegensätzlicher Vollzüge:

▶ Gegenständliches in seiner ganzen sinnlichen Fülle auffassen (er kann zum Beispiel stunden-, ja tagelang eine Landschaft auf sich einwirken lassen, bevor er zu skizzieren beginnt). Sich immer wieder in Wahrnehmung und Gehalte versenken, bis man sie auswendig weiß, vielmehr bis sie inwendig geworden, ganz persönlich angeeignet sind. Man kann sie nach Belieben in der Erinnerung hervorrufen, daß sie sich in all ihrer sinnlichen Fülle präsentieren.

▶ Sich darüber erheben, das Angeschaute gleichsam nun von innen her ergreifen, es durchschauen und so fassen, daß es mit wenigen Strichen, in sein Wesen verdichtet, dargestellt werden kann. «Bei mir geht es so, daß, lange bevor ein Pinsel ergriffen wird, das Gestalten im Geiste fortdauert und dann die Summe der Erlebnisse erst, und zwar in verhältnismäßig kurzer Zeit und ganz im Zustand der intuitiven Erhebung, gleichsam niedergeschrieben wird.»

Neue Ordnung der Dinge

Durch ein meditatives Sichversenken in den Wesensgehalt des Themas wird die alltägliche logische Erfahrung als unzulänglich vom Künstler hinter sich gelassen. Die Zerstörung dieser fixen Alltagsgrundlage ist nötig, wenn eine neue Ordnung der Dinge sich offenbaren soll. Der Künstler lebt in Tiefen des Geistes, die logischer Analyse unerreichbar sind. Er muß vielmehr in Geduld und Vertrauen warten lernen, bis das, was sich nicht zwingen läßt, reif ist und sich von selbst gibt. Er will nicht eine Lösung erzwingen, ist aber beständig auf sie ausgerichtet in einer gesammelten geistigen Spannung. In solchem schöpferischen Warten ist er denn auch, obwohl äußerlich tage- oder wochenweise nichts zu geschehen scheint, in einen produktiven Prozeß derart eingespannt, daß schon ein Gespräch, eine Alltagsaufgabe, ein banaler Kontakt der Umgebung wie ein unerträglicher Eingriff empfunden wird und abgewehrt werden muß.

In diesem für den Außenstehenden schwer zugänglichen Zustand der Sammlung aller Kräfte auf das Werdende hin kann das Entscheidende sich ereignen, der Sprung in eine neue Dimension, die intuitive Erleuchtung: das Erreichen eines wirklich neuen Blickpunktes, der die wahre Natur, das Wesen der Dinge, zu erreichen vermag. Gehr verfügt über eine Art von substantieller innerer Wahrnehmung, die nicht etwa Wahrnehmung eines besonderen Gegenstandes ist, sondern sozusagen das geläuterte Empfindungsvermögen der Wirklichkeit selbst. Diese Wahrnehmung stammt aus dem Geist einer religiösen Liebe zu allen Dingen als Geschöpfen und Zeugnissen des Schöpfers.

Größe des Unscheinbaren

In diesem Innewerden aus echtem Erlebnis wandelt sich der Künstler selbst und sieht nun wie mit einem neuen Sehorgan. Die Dinge erscheinen in seinem Werk als hätten sie gleichsam einen absoluten Akzent erhalten; als seien sie für eine Beziehung durchsichtig geworden, welche nicht ins Blickfeld der gewöhnlichen Augen tritt. Diese Beziehung geht durch das einzelne Ding hindurch, etwa durch eine Rose, eine Traube, einen Apfelzweig, ein Antlitz, bis in jene Tiefen, in denen sich sein Ursprung kundtut. Die Dinge werden somit von ihrem Sein her geschaut, und zugleich wird verstanden, was sich in ihnen ganz konkret manifestiert. Sie sind kein bloß gegenständliches In-sich, sie weisen über sich selbst hinaus auf den Grund des Seins, aber doch so, daß dieser Grund nicht anders erfaßbar ist als im konkret Seienden, und immer nur durch es hindurch. Es ist die Immanenz des Göttlichen.

Für diese neue Sicht scheint mir charakteristisch, daß für Gehr zunächst alle Dinge wichtig sind, sowohl die nach gewöhnlicher menschlicher Schätzung unscheinbarsten wie die bedeutsamsten. Wir bewundern seine liebevolle Vertiefung in die immer wieder gleichen Themen der Tulpen, der einfachen Dahlien, der Sonnenblumen, in die immer wieder neu und überraschend ursprünglich erschaute Landschaft des Rheintals vor dem eigenen Haus in Altstätten. Aus der Tiefe des geistigen Schaffens dieses Malers entstehen jeweils so verschiedene Neuschöpfungen, daß man nicht einmal mehr von verschiedenen Fassungen der gleichen Landschaft sprechen kann.

Im unablässigen Unterwegssein zu einer unfaßbaren Vollkommenheit und der Hinwendung auf Überindividuelles werden objektive, an sich gültige Werte verwirklicht; aber nicht gegen die Natur oder außerhalb ihrer, sondern mitten in ihr und durch sie, jedoch in der geistigen Schau alles bloß Natürliche transzendierend. Gehr erreicht das Ideal der Versinnbildlichung des Höchsten in der kargsten Einfachheit. Das Folgerichtige, organisch Gewachsene, in dem jeder Bildteil seine volle Bedeutung und Wirkungskraft durch die Beziehung zum Ganzen erhält, erweckt den Eindruck, als müsse das Bild gerade so und nicht anders sein, nicht weil der Künstler es so gewollt hat, sondern weil die Natur es ihm so zeigt. Die Sphäre überindividueller Wesenheit gibt seiner Malerei den objektiv gültigen Charakter. Dieses selbstlose Zurücktreten ist aber gerade nur möglich und echt vollziehbar aus einem durch und durch gereiften und stark entwickelten individuellen Selbstsein; Eigenständigkeit und Originalität sind bei Gehr die Voraussetzung für wahre Hingabe an die Sache, das Werk. Geistige Sachlichkeit ist nur aus der echten Liebe heraus möglich; sie ist der Gegenpol zur entseelten «Sachlichkeit» des technisch-rationalen Zeitgeistes.

Ein Beispiel für das Schaffen Gehrs

Am tiefsten und umfassendsten offenbart sich die metaphysische Weltdeutung Gehrs naturgemäß in seinem religiösen Werk, welches an der Ausstellung in Schaffhausen einen wesentlichen Platz einnimmt. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, erwähne ich den Zyklus der «Zwölf Apostel».

Das Thema stellt den Künstler vor die äußerst schwierige Aufgabe, zwölf Individuen zu gestalten, die zugleich zwölf Menschentypen sein müssen – jeder ein geschichtlicher Einzelmensch mit individuell einmaligen konkreten Charakterzügen, und zugleich Verkörperung eines exemplarischen Menschenbildes.

In diesem Zyklus läßt sich die schöpferische Originalität Gehrs besonders eindrücklich erkennen. Wir sehen weder eine Sammlung von zwölf bloßen Individualcharakteren noch die Variierung eines Gehrschen Menschentypus (wie etwa Amadeo Modigliani oder Georges Rouault einen Typus geprägt haben, den sie dann immer wieder neu abwandelten). Dem Künstler gelang in jedem Antlitz eine grundlegende Neuschöpfung, welche Individuelles mit einem jeweils original erfundenen Typus zu einem überzeitlichen Menschenbild vereint. Dabei ist der ganze Zyklus trotz des Reichtums an Erfindung und trotz aller Vielfalt im Einzelnen von geschlossener Gesamtwirkung wie der Monumentalbau einer Bachschen Suite. Der Maler gibt uns eine visionäre Deutung des Menschen in seiner zeitbedingten konkreten Einmaligkeit und überzeitlichen Wesensbestimmung.

Jedes dieser Menschenantlitze stellt aber nicht nur eine ins Überindividuelle erhöhte Person als in sich geschlossene Wesenheit (wie etwa ein Buddha-Bildnis) vor, sondern jedes repräsentiert zugleich eine spezifische Art der Beziehung. Die Bezogenheit des Menschen auf den Mitmenschen einerseits (den Bildbetrachter) und auf eine transzendente überpersönliche Wesenheit ist bei Gehr von innerlichster Intensität (zum Beispiel Johannes in der meditativen Innenschau, Paulus im plötzlich hereinbrechenden Anruf des Göttlichen). Das Ich, die Person, eingespannt in die dialogische Beziehung zum Du, zum Nächsten und zu seinem überpersönlichen Wesensgrund und Ziel (Gott), ist in dieser Zwölf-Apostel-Reihe in gewaltiger Dramatik, monumentaler Typisierung und menschlicher Vielgestaltigkeit eingefangen. Gehr schuf mit diesem zyklischen Werk eine in ihrer zeitlosen Gültigkeit grandiose Aussage über den Menschen und die Komplexität menschlichen Daseins.

Das sind wahrlich keine realitätsfremden Heiligengestalten; jede einzelne Figur ist Träger eines von der Weltwirklichkeit gezeichneten Schicksals.

So schenkt uns Gehr in seiner Malerei einen neuen Zugang zum Geistigen in der heutigen Zeit. Seine Werke sind Meditationsbilder. Ihre ganze Schönheit und geistige Aussagekraft erschließt sich darum nicht dem flüchtigen oder gespannt blickenden kritischen Auge in der Ausstellung. Vor seinen Werken wird man zum Schauenden. Man empfindet Anregung, den Blick auf das innere Leben der Bilder zu lenken. Sie strahlen eine höhere Ruhe und Freude aus, die dauerhaft ist und wächst. Sie können uns den Glauben geben an die Wirklichkeit und den Sinn des Lebens. *Dr. W. Furrer, Luzern*

Summe eines Lebens – Ende einer Epoche

(Zum Sammelwerk von Pater Gundlach SJ)*

Prof. *P. Gundlach SJ* war, wie jedermann weiß, für die Fragen der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung engster Berater und Mitarbeiter Papst Pius XII. Seine Gedanken haben in der katholischen Welt weitestes Echo gefunden. Er hat auch maßgeblich an der 5. und 6. Auflage des «Staatslexikons», der Görresgesellschaft mitgearbeitet und die katholische Verbandspolitik der dreißiger wie der fünfziger Jahre beraten und beeinflußt. So lag es nahe und entsprach einer Pflicht der Dankbarkeit, die Texte seiner Artikel und Vorträge aus drei Jahrzehnten zu sammeln und vereint herauszugeben.

Verleger und Herausgeber haben keine Mühe gescheut, eine würdige, wohl dokumentierte, mit nützlichen Dispositionen und Stichwortverzeichnissen versehene Ausgabe zu veranstalten. Wichtige Etappen, Strömungen und Auseinandersetzungen auf sozialpolitischem Gebiet und die Klärung mancher Ideen im Sozialkatholizismus Deutschlands, und Österreichs vor allem, treten lebhaft vor das Auge des Lesers. Ein treuer Schüler des großen Gelehrten hat die Publikationen unverändert, um knappe Anmerkungen bereichert, herausgegeben.

Es ist nun das Bemerkenswerte an den beiden Bänden, daß hier von einem Mann, der nie ein größeres Werk, sondern immer nur kleinere Abhandlungen geschrieben hat, diese ohne Rücksicht auf ihre zeitliche Erscheinungsweise systematisch geordnet und zu einem geschlossenen System zusammengefaßt werden konnten.

Das deutet auf ein *Doppeltes* hin:

▶ Einmal, daß dieser Mann aus einer festgefügten persönlichen philosophischen und theologischen Grundanschauung heraus zu einer großen Zahl von theoretischen und aktuellen Problemen Stellung genommen hat, wobei er immer auf wesentliche Grundsätze zurückgriff – freilich aber auch, daß sich im Verlauf von mehr als dreißig politisch und geistig sehr bewegten Jahren kaum irgendeine nennenswerte Entwicklung seiner Auffassungen ergeben hat. Diese philosophischen Grundanschauungen waren entscheidend geprägt von Suarez mit seiner starken Betonung des Individuums, von der kämpferischen Auseinandersetzung mit dem Neokantianismus des ersten Drittels unseres Jahrhunderts, mit dem Sozialismus der zwanziger Jahre, mit dem aufsteigenden Nationalsozialismus und vor allem dem totalitären Staat. Von daher die großartigen Darlegungen über Person, ihre unverlierbaren Rechte der Freiheit und Selbstbestimmung. Von daher bisweilen aber auch die gewisse Einseitigkeit, die den Rechten und sogar dem Wesen der Gemeinschaft nicht voll gerecht zu werden vermag.

Das große und bleibende Verdienst von Pater Gundlach war es zweifellos, daß er in einer Zeit des billigen Pragmatismus und wenig durchdachter Schlagworte immer auf letzte weltanschauliche Grundlagen zurückging und auch seine Gegner zwang, dasselbe zu tun und dort Farbe zu bekennen, wo sie seinen Argumenten und Einwänden nicht gewachsen waren.

P. Gundlach war ein überzeugter und grundsätzlicher Verfechter des Naturrechts mit festgefügter Position, die er ohne Scheu und ohne Rücksicht zu vertreten verstand. Besonders hervorzuheben ist, daß es ihm gegeben war, auch komplizierte Zusammenhänge in einer selbst für den Laien verständlichen, stilistisch bemerkenswert gehobenen und nicht selten mit einem Anflug von Humor oder auch bissiger Ironie gewürzten Sprache darzulegen.

▶ Diese unerbittliche Hervorhebung des Grundsätzlichen war seine Stärke. Jedes System hat aber auch seine Schwächen. Auf dem Gebiet des gesellschaftlichen Lebens ganz besonders. Größe und Schwäche des metaphysischen Denkens offenbaren sich hier ganz besonders. Während die reinen Soziologen geneigt sind, das Gegebene und Durchschnittliche als das Normale, ja als die Norm gelten und alle festen Wertmaßstäbe grundsätzlicher Art fahren zu lassen, ist der Metaphysiker geneigt, eine einmal eingenommene Position, auch wenn sie noch so zeitbedingt war, unter allen Umständen festzuhalten, die Geschichtlichkeit des Menschen und damit auch so mancher konkreter Einrichtungen, Richtlinien und sogar Normen zu übersehen und auch berechtigten neuen Entwicklungen gegenüber an überholten Vorstellungen sich festzuklammern und so zu bremsen, statt zu lenken. – Wir sehen es am Konzil, welche Mühe es so manchen treuen und bisweilen hochgebildeten Kirchenleuten kostet, neuen Gedanken und neuen Entwicklungen Rechnung zu tragen. Auch Pater Gundlach ist diesem Schicksal nicht ganz entgangen.

Über manchen Beiträgen aus der Zeit nach 1945 liegt deshalb eine gewisse Tragik. Sie sind ein Kampf gegen neuanstürmende Ideen und Bestrebungen, zu denen er kein Verhältnis mehr zu finden vermochte – Größe und Grenzen eines Metaphysikers, der in seinem festen Gedankengehäuse den Sturm des Nationalsozialismus und Faschismus tapfer überdauert und überwunden hatte, nun aber den Weg ins Freie nicht mehr fand. So konnte er auch zur Gedankenwelt des Rundschreibens Papst Johannes XXIII. «Mater et Magistra», das viel offener war, keinen Zugang mehr gewinnen. Die katholische Welt ist ihm aber zu großem Dank verpflichtet, daß er in einer Zeit der Verwirrung und des Schwankens unverlierbare Grundsätze hochgehalten und Freiheit und Würde der Person verteidigt hat.

Über die Grundlagen, Tragweite, Wandelbarkeit naturrechtlicher Sätze denkt die heutige Generation erheblich kritischer als Pater Gundlach. Sein Werk wird wohl einst als eine der letzten klassischen Darlegungen des Naturrechtes gelten, wie

* Zwei Bände, Verlag Bachem, Köln 1964/65.

es im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der katholischen Kirche und insbesondere auch in päpstlichen Rundschreiben, die er durch zwei Jahrzehnte maßgeblich beeinflußt hatte, herausgearbeitet wurde.

Auffallend und bezeichnend ist, daß wohl dem Eigentum und der Auseinandersetzung mit dem Kollektivismus ausführliche Kapitel gewidmet sind, aber keines den so wichtigen Problemen der Ehe und der Familie und ihrer Stellung und Aufgabe in der heutigen Gesellschaft, keines auch der Reform der Betriebs- und Unternehmensverfassung, keines der Geschichte und dem geschichtlichen Wandel der Ideen, Strukturen und Einrichtungen, den Problemen der Entwicklung und Entwicklungshilfe – wenn auch beiläufig da und dort solche Fragen gestreift werden.

Selbst wer in manchen Punkten anderer und kritischerer Auffassung ist, wird aus dem Werk dieses bedeutenden Mannes immer reiche Anregung, Vertiefung, Zwang zu gründlichem und grundsätzlichem Durchdenken der Probleme erfahren.

J. David

LEISTEN WIR PAPST JOHANNES NOCH GEFOLGSCHAFT?

Zwei Jahre sind seit seinem Tod verstrichen, und schon müssen wir uns allen Ernstes diese Frage stellen. Damals, bei seinem Sterben, am 3. Juni 1963, schien es einen einzigartigen «Konsens» über seine Person zu geben, eine übereinstimmende Anerkennung und Dankbarkeit für diesen Träger prophetischen Geistes, der unserem Jahrhundert geschenkt wurde. Damals begründete der inzwischen zu seinem Nachfolger erhobene Kardinal *Montini* im Mailänder Dom diese Einmütigkeit mit einem doppelten «Einklang», der den «Papst der Güte» kennzeichnete: Größe und Güte – Wahrheit und Güte. Besteht aber dieser Konsens auch heute noch? Ist er nicht wie aufgebröckelt? Unterliegt nicht das Bild von Papst Johannes allmählich der Gefahr, je nach dem Beschauer in zwei Hälften auseinanderzufallen: in die Bildhälfte einer «erbaulichen», aber imaginären, geschichtslosen Heiligkeit, der sich eine konventionelle Hagiographie nach dem Geschmack frommer, im Zeitlichen aber wenig engagierter Katholiken zuwendet, und in die andere, ebenfalls verkümmerte Sicht, in der die Männer der großen Welt, nach einem allzu kurzen Staunen über das «Wunder» oder «Geheimnis», das sie in Roncalli-Johannes streiften, nur noch gewisse Gesten der «Öffnung» in Erinnerung behalten, die für sich allein den Eindruck erwecken, mit Johannes habe die Kirche den «leichteren» und «bequemeren» Weg eingeschlagen? Die einen sehen seine Güte ohne seine (geschichtliche) Größe, die andern ohne seine (im Glauben gründende) Wahrheit.

Dieser Gefahr eines aufspaltenden Dualismus tritt der Erzbischof von Bologna, *Kardinal Lercaro*, mit der Studie entgegen, deren zentrales Hauptstück wir hier in der «Orientierung» dank freundlichem Entgegenkommen erstmals im Wortlaut zur Veröffentlichung bringen. Nach ihrer Überschrift[1] und gesamten Anlage will diese Studie in erster Linie «methodologische Hinweise» für die geschichtliche Forschung bieten. Der Autor erhofft sich aber von der nun zu inaugurierenden «zweiten Zeit» eines zugleich religiösen und geschichtlichen Überdenkens von Person und Werk Johannes' XXIII. die verpflichtende Einsicht in die geschichtliche Notwendigkeit, daß Papst Giovanni in unserer Zeit gegenwärtig bleibt, daß wir seine reale Sicht der Dinge übernehmen und in jene Gefolgschaft eintreten, die wir seinerzeit rein gefühlsmäßig vorwegnahmen, die wir aber – samt dem ganzen Konzil! – auf der Ebene der Tat und der verantwortungsvollen Entscheidung noch kaum zu leisten begonnen haben. Diese Einsicht setzt aber voraus, daß man sowohl in der Beurteilung des Konzils wie in derjenigen von Papst Johannes über den – aus dem erwähnten Dualismus geborenen – «toten Punkt» hinauskommt, von dem Kardinal Lercaro zu Beginn und am Ende seiner Studie spricht und der nur in einer synthetischen Erfassung von Person und Programm dieses Papstes überwunden werden kann.[2] *lk.*

* * *

Ein Genie, aus Mittelmäßigkeit geboren?

Wie war in Wirklichkeit dieser Papst seiner Bildung nach auf sein Amt vorbereitet? War er der Mann «einfältigen Herzens», ein «Kind nach dem Evangelium», der durch seine unkomplizierte Schlichtheit ohne jede weitere Vorbereitung an Wissenschaft und Erfahrung in einem bestimmten Moment ein schmiegsames Instrument des Heiligen Geistes werden und aus einer zentralen Grundhaltung heraus Entscheide treffen konnte, ohne sich dessen eigentlich bewußt zu werden, ohne eigenes Dazutun, so daß ein anderer, ihm nicht Ebenbürtiger keine Möglichkeit hatte, seine Initiativen aufzugreifen, weiterzuentwickeln und in bestimmte und bleibende Beschlüsse umzusetzen?

Ungefähr auf diese Deutung hat man sich tatsächlich da und dort festgelegt. Man sprach von einem Scherz Gottes, von einer gebrochenen Linie im Leben Roncallis, sozusagen von zwei Roncallis, von einer Neugeburt, als der Patriarch von Venedig nach einer langen Karriere zum Papst gewählt wurde und «die Mittelmäßigkeit das Genie gebar».

Aber auch jene, welche diese Anschauung zutiefst nicht teilen, die umgekehrt im Leben Roncallis manche gute Beweise für eine sich vollkommen gleichbleibende Haltung finden und meinen, dies herausstreichen zu müssen, konnten sich nicht freimachen vom Eindruck dieses völlig «Unerwarteten», dieser blendenden Überraschung, dieses Miracolo, das keiner erhoffte.

Der «Sack» war nicht «leer»

Zweifellos gibt es eine Betrachtungsweise, bei der in einem übernatürlichen Sinn wahr ist, was etwa der Satz, von ihm selber geprägt, ausdrücken will: «Mir scheint, ich sei ein leerer Sack, den der Heilige Geist unversehens mit Kraft füllt.»

Aber wir haben ebenso unzweifelhaft das Recht und sogar die Pflicht, mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln herauszustellen, daß dieser «Sack» schon vor seiner Erhebung alles andere als leer war, daß er bereits vorher gefüllt war, und zwar

---

[1] *Indirizzi Metodologici per una ricerca sull'opera di Papa Giovanni XXIII*, Studie, vorgelesen durch Kardinal Giacomo Lercaro am 23. Februar 1965 im *Istituto «Luigi Sturzo»* in Rom. Der volle Wortlaut des italienischen Originals wird Ende Juni in der Bologneser Zeitschrift *«Il Mulino»* erscheinen. — Die Überschriften sowie ein Teil der Hervorhebungen in unserer Übersetzung stammen von uns.

[2] Außer der hiermit (zusammen mit dem Schlußabschnitt) resumierten Einleitung geht dem von uns abgedruckten Text noch eine kritische Analyse dessen voraus, was wir oben den «Konsens» nannten. Der Autor unterscheidet zunächst zwei Kategorien: der Konsens, der schon zu Lebzeiten des Papstes breite Massen des Volkes, besonders der einfachen und armen Leute, erfaßt hatte und jener, der bei seinem Tod auch unter den Großen dieser Welt, den Gebildeten und Einflußreichen, sich kundtat, aber sich seither wie «Samen, der auf felsigen Grund fiel» angesichts der Bedenken der «Klugen», «Erfahrenen» und «Sachkundigen» schon wieder zusehends verflüchtigt hat. Von hier aus ging der Kardinal dann die Frage an, die seiner Ansicht nach sofort mit Dringlichkeit studiert werden sollte und die auch seinerzeit da und dort in die Presse gedrungen ist: «Warum und wie sehr haben wir alle ihn allein gelassen?» Wo liegen die Ursachen seiner großen Einsamkeit inmitten der kirchlichen Institutionen (della grande solitudine istituzionale)? Was bedeutet es – nicht nur geschichtlich für damals, sondern für die jetzt noch andauernde Situation der Kirche –, daß (mit Ausnahme des Liturgieschemas) sämtliche Entwürfe der vorbereitenden Kommissionen auf Grund der Eröffnungsrede Johannes' XXIII. vom 11. Oktober 1962 als überholt erschienen und tatsächlich auch nicht angenommen wurden? Der Abschnitt mündet in die Aufforderung, die bereits erfolgte Veröffentlichung aszetischer Aufzeichnungen (Tagebuch usw.) mit Studien über die Briefe und wichtigsten Reden, aber auch über die päpstlichen Erlasse Johannes' XXIII. zu ergänzen.

nicht nur mit Tugenden und Gaben des Heiligen Geistes, sondern auch mit außerordentlichen Schätzen an Wissen und Erfahrung, die ihm keineswegs in den Schoß gefallen, sondern in geduldiger Ausdauer, in hochherzigem und aktivem Einsatz erworben waren, geleitet vom Strahl eigentlicher, wenn auch verborgener Genialität.

Das ist ein weiterer Punkt, auf den man sich dringend in methodischen Untersuchungen konzentrieren sollte, nämlich auf die Vorbildung, auch die rein menschliche, kulturelle Vorbildung Roncallis. Die eine oder andere Vorstudie, die in dieser Hinsicht bereits versucht wurde, konnte für eine definitive Antwort auf diese Frage nicht genügen, wies aber immerhin eine Richtung. Ein Rekonstruktionsversuch von Grund auf ist nötig. Er müßte seine Studien und seine Lektüre umfassen und dann zu dem vorstoßen, was sich bei ihm aus besonders intensivem Überdenken an geistiger Stellungnahme und eingeschlagener Richtung ergab, mochte er davon vorsichtig etwas äußern, oder mochte er es in seiner schlichten Bescheidenheit oder in seinem Gehorsam schamhaft verschlossen halten.

Aber auch, wenn man sich auf seine ganz offiziellen Äußerungen beschränkt, wird es nach meiner Meinung nicht schwer sein, zu einem klaren Ergebnis zu kommen: nämlich, daß trotz des oberflächlichen äußeren Anscheins und trotz der Beurteilung der vielen, die ihn nicht verstanden haben, Johannes, schon bevor er Papst wurde, sich durch eine intensive Vorbereitung eine Bildung angeeignet hat, die zwar nicht in die Breite, wohl aber in die Tiefe ging, die nicht nach außen glänzte, aber sich durch Gediegenheit, Ausgeglichenheit, Hellsichtigkeit und synthetische Kraft auszeichnete. Gerade dies aber macht das Privileg einer wahren, nicht nur angelesenen, intellektualistischen, sondern lebensvollen Bildung aus.

Drei Gruppen von Gebildeten

Man erlaube mir, ein wenig bei diesem Punkt zu verweilen. Unter den sogenannten «Gebildeten» kann man folgende Unterscheidung machen: da sind die einen, welche Kultur schaffen, andere, die sie verbreiten und vermitteln, und wieder andere, die sie in außergewöhnlichem Maße aufnehmen. Die einen können sehr verschieden von den andern sein, und es kann vorkommen – und kommt auch häufig vor –, daß die Kulturschöpferischen den andern kulturlos erscheinen, ganz besonders den mit allem versehenen «Konsumenten» der Kultur. Und doch kann niemand kulturschöpferisch werden nur aus höherer Inspiration und ohne sich die lebendigen Elemente einer großen Kulturtradition in einer ganz tiefen und wesentlichen Assimilation zu eigen gemacht, sich wenigstens darum bemüht zu haben.

Diese Einteilung kommt, ohne sich unbedingt mit ihr zu decken, einer anderen Aufgliederung nahe, die hauptsächlich im Bereich der kirchlichen Gebildeten Geltung hat:

▶ Es gibt da sozusagen Männer der «Quellen», die sich ihre Bildung (nicht ausschließlich, aber doch hauptsächlich) durch ausdauernde und denkerische Beschäftigung mit den wichtigsten Quellen des Christentums verschaffen (die Heilige Schrift, die Kirchenväter sowie bestimmte Heilige, die eine Kirche oder eine Epoche geformt haben).

▶ Dann sind da die Männer der Schulbücher, die es im günstigsten Falle zur geglückten Herausgabe eines eigenen Schulbuches bringen.

▶ Und schließlich gibt es da die Menschen, die sich hauptsächlich an monographischen und essayistischen Studien geschult haben, die zu feinfühlig und zu kritisch sind, als daß sie sich mit Schulbüchern zufrieden gäben, die aber auch nicht so tief gründen und nicht so sehr sie selbst sind, daß sie sich hauptsächlich an den Quellen sättigen könnten.

Aus der ersten Gruppe bleiben die meisten innerhalb der Grenzen des Normalen, und insoweit können auch bedeutende Gelehrte oder offene und einflußreiche Erzieher darunter sein, stets mit einer gewissen Gediegenheit, einer gewissen Frische und Originalität begabt; doch gegebenenfalls erlangen einige eine ungewöhnliche Kraft und werden dann zu schöpferischen Menschen, die in die Vergangenheit bis zu den geheimnisvoll und lebendig sprudelnden Quellen zurückgehen und dadurch die Macht gewinnen, der Zukunft weit vorauszueilen; Menschen also, deren Bildung sich so verdichtet hat, daß sie keiner Zeit mehr verhaftet ist, oder wenn überhaupt, dann vor allem als Kultur der Zukunft zu gelten hat.

Die Männer der Schulbildung (unsere zweite Gruppe) sind, auch in hervorragenden Fällen, der jüngsten Vergangenheit verhaftet, die sie bis zu einem gewissen Grad festzuhalten und sozusagen gegenwärtigzumachen verstehen – aber nicht ohne vieles abzustreichen, zu verstümmeln und zu verflachen.

Die dritte Gruppe endlich besteht aus Männern der Gegenwart, und zwar der unmittelbaren Gegenwart. Ihre Fähigkeit, die Probleme zu sehen, führt oft zum Problematisieren. Aufnahmebereit gegenüber den Einflüssen des täglich Neuen, nehmen sie häufig Ausdruck und Sprechweise der Moderne an. Aber ins Innere des Heiligtums, in dem die Tradition ihr geheimnisvolles, tiefgründiges Antlitz enthüllt, sind sie nicht genug eingedrungen, und so finden sie nicht die innere Kraft der Überzeugung, die es für schwierige, befreiende und zukunftsträchtige Entschlüsse braucht.

Es kann sein, daß die Bildung der Menschen der ersten Gruppe einen solchen Grad der Dichte erreicht, daß sie sich nur noch jenen enthüllt, die einigermaßen gleichgestimmt und so zu einem Verständnis aus Wesenseinklang fähig sind. Sehr oft wird ein Mensch, der bis zu dieser Höhe vorgedrungen ist, zum Kulturschöpfer, ohne daß es seine Zeitgenossen gewahr werden, ja ohne daß er selbst es wahrnimmt; denn seine Bildung ist eine so durchsichtige und selbstlose Übernahme der schöpferischen Tradition, daß sie ihrer selbst unbewußt und zu jeder reflexen Selbstbespiegelung unfähig ist.

Im Gegensatz dazu sind sich die andern ihres eigenen kulturellen Wertes mehr als bewußt, sei es in der sich selbst genügenden Sicherheit ihrer «probaten» Formeln, sei es im ernüchterten Selbstverständnis des Intellektuellen, der sich «informiert» und auf der Höhe der Zeit weiß.

Wie sich Angelo Roncalli bildete

Nun gut, ich neige mit Entschiedenheit zur Unterstellung – wenn ich im Augenblick auch nicht alle Beweiselemente beieinander habe –, daß Angelo Roncalli schon vor seiner Wahl zum Papst ein Mann von Bildung nach Art der ersten Gruppe war, daß seine Kultur sich formte in der langen, treuen und ausdauernden Beschäftigung[3] mit den ersten Quellen der christlichen Überlieferung: der Heiligen Schrift, der Liturgie, den Kirchenvätern und den Schriften und Werken vom einen oder anderen großen Bischof oder Ordensgründer, den er sich zum Vorbild nahm, wie Karl Borromäus, Lorenzo Giustiniani u. a.

Dieses stete, durch Jahrzehnte bis in die letzten Monate seines Lebens fortgesetzte Überdenken, wie es manche seiner Reden offenbaren, die von seiner täglichen Morgenlektüre der Texte von Kirchenvätern geprägt sind, verband sich aufs glücklichste mit seinem angeborenen und erworbenen Realismus, seinem Sinn fürs Konkrete, seinem tiefgegründeten Optimismus und auch mit seiner überlegenen, leidenschaftslosen, offenen und liebenden Beobachtungsgabe für die sich wandelnde Umwelt und die jeweilige geschichtliche Lage, welche die Vorsehung ihn erleben ließ. Das Ergebnis davon war nicht bloß eine Anhäufung von Kenntnissen, sondern der Besitz einer geistigen Haltung und einer Denkweise, worin sich seine moralischen und religiösen Eigenschaften wunderbar fortsetzten. Darin waren nicht nur der Anlage, sondern bereits dem Vollzug nach viele Stellungnahmen zu Lehre und Zeitgeschichte eingeschlossen, die dann später von ihm als Papst geäußert wurden. Ihre Wucht und universelle Tragweite waren für den Augenblick freilich umgeben und überdeckt von der Ausübung unauffälliger unmittelbarer Amtspflichten, und sie blieben auch deshalb verborgen, weil dem Menschen Roncalli ehrgeizige Streberei und der Komplex, eine persönliche Sendung erfüllen zu müssen, völlig fremd waren; vor allem traten sie hinter seiner großmütigen Auffassung von Unterordnung und seinem vorbehaltlosen Willen zur Mitarbeit zurück, die er auch dann nicht verleugnete, wenn Urteil oder Vorschrift der Vorgesetzten von seiner eigenen Ansicht abwichen.

[3] Macinazione = «Zermahlen»: Der Verfasser erinnert in einem Einschub an das hebräische «hagah», das eben die Bedeutung hat: stöhnen, murren, darüber brüten, und daher auch «immer wieder überdenken», wie es in dem Psalmvers heißt: «Os justi meditabitur sapientiam», der Gerechte wird Weises immer wieder überdenken.

Die schöpferische Synthese blieb unerkannt

Aber die Zusammenschau der Dinge, wie sie dann im Papst Roncalli offenbar wurde, war schon in allen ihren Elementen «vorfabriziert» gewesen, mochte dies ihm und anderen auch verborgen geblieben sein. Diese Synthese war sozusagen im Warteraum, bis eine providentielle Stunde die Schranken der bis dahin für Roncalli geltenden Standespflichten umstieß. An die Stelle seines Vorsatzes, stets Schüler und Untergebener zu sein, trat jetzt die Pflicht, Lehrer und Führer zu werden. Johannes war auch jetzt nicht «seines eigenen Wertes» bewußt, wohl aber begleitete ihn von nun ab das Wissen um die Kraft des Geistes, daß diese nämlich nicht nur als Gabe zu persönlicher Vervollkommnung, sondern auch als Charisma zur Ausübung des Amtes verheißen ist.

So standen also die Dinge. Da kann man wohl verstehen, daß die allzu selbstsicheren Männer des Schulwissens, aber auch die allzu modernen, problemgeladenen Leute der «Essay-Bildung» – selbst als Angelo Roncalli Papst geworden war – nur mit größter Schwierigkeit vermuten und erkennen konnten, was es mit seiner biblischen, patristischen und auch menschlichen Bildung auf sich hatte. Und dies gerade deshalb, weil diese seine Bildung von allzu wesenhafter Dichte war und den Keim des Schöpferischen in sich trug.

Den einen erschien sie als Naivität, weil sie sich nicht in den probaten Formeln der Schule oder kurialen Praxis ausdrückte, und weil sie zu praktischen Konsequenzen führte, die ihre Schemata auf den Kopf stellten. Den andern erschien sie als Mittelmäßigkeit, als Mangel an Weltkenntnis und kritischem Geist, weil ihm jede intellektualistische Kompliziertheit fremd war. Allen aber kam sie als ein wenig leichtfertige und ungehemmte Gutmütigkeit vor. Man schrieb sie einem Mangel an «Grundlagen» zu, und damit meinte man eben sowohl die Grundlagen, die ihm die Erfahrung und die (kurzwellige, im Sinne der jüngsten Vergangenheit verstandene) Tradition hätten liefern sollen, wie jene, die er aus moderner, zeitgemäßer Information hätte schöpfen müssen.

Aber die Fundamente der Bildung Angelo Roncallis waren ganz im Gegenteil seit vielen Jahren solid zementiert. In einer methodischen Rekonstruktion seines Bildungsprozesses und besonders in einer wachen Analyse seiner charakteristischsten Reden könnten diese Fundamente sichtbar gemacht werden. Und so könnten sie auch einen festen Ausgangspunkt für jeden bilden, der sich erneut bewußt mit Johannes befassen wollte. Er müßte daraus die Synthese gewinnen und die tiefsten Motive seiner entscheidenden Urteile und grundlegenden Weisungen herausschälen. Diese wäre dann erneut aufzunehmen, um sie beim jetzigen Stand und der derzeitigen Entwicklung der Dinge weiterwirken zu lassen.

Der unvorhergesehene Entschluß

Jetzt können wir endlich das Neue angehen, das im Augenblick seiner Wahl in ihm Wirklichkeit wurde. Die Summe von Überzeugungen und Fähigkeiten, die seine innere Welt als Christ und Priester ausmachten, seine große Liebe zu Gott und den Menschen und sicherlich auch das neue Licht und das neue Feuer des Heiligen Geistes, der sich seiner in jenem Augenblick bemächtigte, die Notwendigkeiten und Möglichkeiten in Kirche und Welt, sowohl die seit langem erkannten als auch die blitzartig erschauten: das alles verdichtete sich zu einer einzigen Wirkung und zu einer einzigen zusammengeballten Entscheidung, zu einem sehr einfachen und elementaren, aber nicht voraussehbaren und fast allgemein nicht vorausgesehenen Entschluß. Dieser Entschluß lautete: Ich will Lehrer, Wegweiser der ganzen Menschheit sein. Gott hatte ihn als Nachfolger des Petrus gewollt und befahl daher jetzt gerade ihm, der immer nur gehorcht hatte, zu befehlen und die andern, das heißt alle Menschen, zu leiten.

Meiner Ansicht nach hat man bei den Erwägungen über Papst Giovanni nicht genügend auf das Kategorische dieser Entscheidung geachtet. Es ging eben alles an ihm weiter wie vorher, besonders soweit es die Grundhaltung der Bescheidenheit, Milde, Selbstlosigkeit und Einfachheit betraf. Noch einmal vermochte er den meisten das Eindringen in sein Innerstes zu verwehren, so daß es ihnen nicht gelang, das Neue neben dem Alten zu erfassen, oder genauer, den Übergang des Alten in eine neue, zusammenhängende Entwicklung wahrzunehmen, und zwar in eine von seiner großen Natürlichkeit verdeckte, aber doch unabdingbare und kraftvolle Entwicklung, wie eben alles an ihm kraftvoll war: nämlich sein Wille, bis ins Letzte Gott zu gehorchen, der nun eben verlangte, daß er lehre und befehle.

Solcherweise gewahrte man nicht – und gewahrt es großenteils auch heute noch nicht –, daß dieser Mann, dem im allgemeinen Urteil weder große Bildung noch Erfahrung zugesprochen wurde, vom ersten Augenblick seiner Papstwahl an sich klar und fest das Ziel setzte, wirklich zum universalen Hirten und Lehrer zu werden.

Wer seine Tugenden preist und seine Heiligkeit betrachtet und sich der genannten Tatsache nicht bewußt geworden ist und sie nicht bis zu den letzten Konsequenzen annimmt, bewundert eine imaginäre Heiligkeit, die andern gemäß sein mag, aber nicht die tatsächliche des Papstes Giovanni war.

Zielsetzung eines Pontifikats

Johannes XXIII. ist der Papst, der zum voraus, von den ersten Worten an, mit denen er die Annahme seiner Wahl ausdrückte, seine Aufgabe als dazu bestimmt definierte: «Dem Herrn ein heiliges Volk zu bereiten, seine Wege zu richten, auf daß die verschlungenen Wege gerade würden und die unebenen geebnet, auf daß alle Menschen das Heil Gottes erschauen» (Lk 3, 4–6; Erste Ansprache vom 28. 10. 1958).

Jetzt müßte man Schritt für Schritt all seinen Worten und den Verfügungen seines Pontifikates nachgehen, um aus ihnen das unaufhörliche Fortschreiten und die konkrete Entfaltung dieses Grundvorhabens zu entnehmen, die verschlungenen Wege gerade zu machen und die rauhen zu ebnen, «damit alle Menschen das Heil Gottes erblicken».

Ich bin voll davon überzeugt (obwohl dies nicht hier und jetzt meine Aufgabe ist), daß es möglich sein wird, in vielen Reden des Papstes Johannes, auch den scheinbar schlichtesten, bedeutende theologische Thesen und historische Wahrheiten aufzudecken, daß es möglich sein wird, mit ihrer Hilfe eine große Zusammenschau aufzubauen, die gleichermaßen einfach und realistisch wäre, origineller, persönlicher, «johanneischer» noch, als seine zwei großen Enzykliken «Mater et Magistra» und «Pacem in terris» gewesen sind: eine Synthese, welche wirklich die ganze Kirche, all ihre wesentlichen, theoretischen und institutionellen Belange umfaßt und dazu die ganze, große Problematik der Menschen unserer Tage. Aber all dies findet sich bei ihm mit solcher Ursprünglichkeit, so ganz ohne Zur-Schau-Stellung, daß alles sich unbemerkt wieder verflüchtigt, sobald man sich nicht auf ein waches Hinsehen verlegt; wer nicht eine wirklich offene Haltung mitbringt, nimmt überhaupt nichts wahr.

Und doch hat er, trotz unserer Unaufmerksamkeit und trotz unserer abweisenden Haltung, nie auch nur einen Augenblick auf den Anspruch verzichtet, Lehrer zu sein, eben auf Grund seiner Überzeugung, die er bei der ersten Wiederkehr seiner Wahl äußerte: «Von diesem Boote aus geschieht es, daß man das Leben und die Geschicke der Welt lenkt; durch dieses dauernde Geschenk von Licht, Kraft und Gnade ist es möglich, all das dauerhaft zu machen, was auch unter rein menschlichen Gesichtspunkten ein Aufstrahlen von Wissenschaft, von Fortschritt und wahrer christlicher Kultur bedeutet.»

Das Dilemma um die Einberufung des Konzils

Hätte er nicht in außergewöhnlichem Maße diese Überzeugung besessen und diesen Anspruch vertreten, universeller Lehrer sein zu müssen und sein zu können, wie hätte er kaum drei

Monate nach seiner Papstwahl wagen können, was es doch seit hundert Jahren nicht mehr gegeben hatte, ein Konzil einzuberufen? Wer hätte an seiner Stelle, auch wenn er von der Güte der Sache überzeugt gewesen wäre, nicht viel eher gedacht, daß man erst noch und noch überlegen müsse, wenigstens solange, bis man sich über die tatsächliche Lage der Kirche und die möglichen Folgen eines so wichtigen und ungewöhnlichen Entscheides hätte bessere Rechenschaft geben können?

Man ist sich nicht genügend klar darüber, daß die bloße Gegenüberstellung dieser Tatsachen ein erregendes Dilemma erzwingt:

▶ Entweder ist Papst Johannes ein tollkühner Stürmer gewesen, dessen Bildungsmangel und Unerfahrenheit ans Paradoxe grenzte: und dann wäre es nicht mehr möglich, ernsthaft von ihm als einem Heiligen zu sprechen, weil eine einzige Tatsache dieser Dimension auch seiner geistigen und religiösen Persönlichkeit eine negative Note aufdrücken und den ganzen Hochbau seiner angeblich moralischen und theologischen Tugenden zum Einsturz bringen müßte.

▶ Oder Papst Johannes tat es wirklich mit wohlberechneter Kühnheit, nämlich so, daß er, trotz des offensichtlichen Unvermögens, gewisse zukünftige Entwicklungen in allen Details und vielleicht auch nur in ihrem thematischen Gehalt vorauszusehen, doch im wesentlichen die Brennpunkte der theologischen und historischen Situation der Kirche und die geschichtliche Aufgabe seines Pontifikates erfaßte. Dann muß man aber zugeben, daß er nicht nur der Echtheit der ihn treibenden Inspiration vertraute, sondern auch der vollbewußten Überzeugung lebte, daß einige seiner Lehrauffassungen und einige seiner Urteile über geschichtliche Vorgänge ausreichend begründet seien. Und das hieß in diesem Fall, daß sie dazu taugten, die gewaltigen, durch seinen Entschluß aufgeworfenen Probleme auf die konkrete und institutionelle Ebene zu übersetzen.

Zwei Konsequenzen

Wenn nun die Wirklichkeit, wie ich sie sehe, für den zweiten Satz des Dilemmas spricht, ergeben sich daraus zwei Konsequenzen, deren wir uns immer mehr bewußt werden müssen:

▶ Die Summe von Thesen und Auffassungen, die seine Wegweisung ausmachte – und die sich in seinem Entschluß, das Konzil einzuberufen und in dessen immer wieder eingeschärfter Zielgebung aufgipfelte –, fällt mit seiner ureigensten geistigen und religiösen Persönlichkeit zusammen und stellt somit das wirkliche und konkrete Ausmaß seiner tatsächlichen Heiligkeit dar, der Heiligkeit eines Papstes, der ein Doctor universalis (allgemeiner Lehrer) nicht nur dem Namen und der Berechtigung nach, sondern in Tat und Wahrheit werden sollte. Entweder ist er, um es einmal so zu sagen, ein heiliger Kirchenlehrer, oder er ist nichts.

▶ Wir können nicht weiter von dem sprechen, was ihn dem Großteil der Menschen verehrungs- und liebenswürdig gemacht hat, ohne uns ernstlich immer wieder die Frage zu stellen, ob wir ihm wirkliche Gefolgschaft leisten und seine reale Sicht von dem übernehmen, was heute notwendig ist, damit die Menschen «das Heil Gottes schauen».

Giacomo Kardinal Lercaro

Forum des Geistes

Die Aufgabe der Universität in der pluralistischen Gesellschaft

Zu einem Zeitpunkt, da Hochschulreform und Hochschulpolitik in den Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion gerückt sind, bot die 600-Jahrfeier der ältesten, noch bestehenden Universität des deutschen Sprachraums eine willkommene Gelegenheit, in diese von den Problemen der Organisation und Finanzierung von Unterricht und Forschung erfüllte Diskussion eine Stunde der Besinnung auf die eigentliche Aufgabe der Universität einzuschalten. Sie ereignete sich in jener Stadt *Wien*, die heute – mehr als irgendeine andere europäische Stadt – wieder als Kreuzungs- und Sammelpunkt für ein Gespräch gilt, zu dem sich auch östliche Partner als Nachbarn hingezogen fühlen und eingeladen wissen. Den Rahmen zu dieser Besinnung bot das in der vielstimmigen Vertonung Anton Bruckners gesungene Te Deum im Stephansdom. Das wegweisende Wort sprach der Wiener *Kardinal König*, der auf seiner erzbischöflichen Kathedra im Namen der Kirche auftreten, aber auch als Wissenschafter und ehemaliger Universitätsprofessor zu Seinesgleichen reden konnte.

Einleitend stellte der Kardinal fest, wie grundlegend die Beziehungen zwischen Kirche und Hochschule und zwischen Hochschule und Gesellschaft sich in den vergangenen Jahrhunderten geändert haben:

«Die Universität hat sich längst aus der kirchlichen Obhut gelöst, die selbständig gewordenen Wissenschaften haben einen ungeahnten Aufschwung genommen und die Voraussetzung für die moderne Welt der Industrie, der Wirtschaft, der Wohlfahrt und der Massenkultur geschaffen. Die Umschichtung der Gesellschaft hat den Weg zur Bildung für alle geöffnet. Sie hat die Erfüllung des gerechten Anspruchs aller auf die höheren Bildungsgüter gebracht, die die Universität vermittelt ... Das bringt nicht wenige Probleme mit sich. Aber letztlich geht es nicht darum, daß die Universität ihre Studienordnung den Erfordernissen eines technischen Industriezeitalters anpaßt, daß sie Wege sucht, wie sie dem großen Andrang der Studierenden gerecht zu werden vermag, sondern – und das ist wohl das Entscheidende – daß sie die geistigen und sittlichen Ideale bewahren kann, deren bevorzugte Hüterin sie stets gewesen ist.»

Frage und Antwort

Woher soll man aber wissen, was das geistige und sittliche Ideal der Universität ist? Der Kardinal fand die Antwort bei John Henry *Newman*, den er einen der letzten großen Universalisten des 19. Jahrhunderts nannte. Newman hat das Ziel der Universität als «Erziehung zu einer geistigen Haltung» (habit of mind) definiert. Damit ist gemeint eine Erziehung des Geistes zu richtigem Denken in allen Dingen, zum Streben nach Wahrheit und zum Ergreifen der Wahrheit. Diese Geisteshaltung muß über die Verschiedenheit der Wissenschaften, über Philosophie und Theologie hinweg das Gemeinsame sein: Das Bewußtsein der unbedingten Verpflichtung gegenüber der Wahrheit.

Von hier aus stellte der Kardinal die Frage: «Wie findet dieses Streben nach Wahrheit, dieser unbedingte Vorrang der Wahrheit seinen Ausdruck in einer Zeit, die vielleicht noch durch das Streben nach Wahrheit, aber schon kaum mehr durch den gemeinsamen Weg und schon gar nicht durch das gemeinsame Ziel einer Wahrheit geeint erscheint? Wo liegt hier die Aufgabe der Universität in einer pluralistischen Gesellschaft?

«In der pluralistischen Gesellschaft hat die Universität die Funktion, ein ‚Forum des Geistes' zu sein. Die heute nur sehr schwer zu beantwortende Frage nach der Einheit der Wissenschaft, das dadurch bedingte Auseinanderfallen der Fakultäten und Studienzweige, ein oft unfruchtbares und ohne Gespräch verlaufendes Nebeneinander verschiedener wissenschaftlicher Sparten – sollte dies alles unsere geistige Ohnmacht nicht erst recht offenbaren? Und doch lebt in dem verworrenen Betrieb des Nebeneinanders und Durcheinanders in verborgener Weise der Wille, die Wahrheit der Welt zu enthüllen und tiefer in das Geheimnis des Lebens einzudringen.»

«Wenn überhaupt noch Beziehungen innerhalb eines solchen pluralistischen Wissenschaftsgefüges möglich sind, ein gegenseitiges Gespräch, eine verborgene Zusammengehörigkeit und eine grundsätzliche Ausrichtung, dann müssen einige gemeinsame, alle verpflichtende Verfahrensweisen und Richtsätze gefunden werden.»

Sechs Richtsätze

▶ «Der Wille zur Wahrheit muß sich erweisen als selbstkritische Offenheit auf das Unbekannte. Wo die Wahrheit des Ganzen dem Einzelnen in seinem kurzen Leben nicht erreichbar ist, dort ist der Weg zur Wahrheit nur dadurch zu finden, daß wir die Existenz und die Bedeutung anderer Wissenschaften überhaupt ernst nehmen. Darin ergibt sich eine gesunde und auch demütige Offenheit, die weiß, daß sie nur ein Fragment des Ganzen zu Gesicht bekommen hat. In dieser Suche und in dieser ständigen Bereitschaft – ohne die keine Forschung leben kann, liegt ein entscheidender Zug, der die Wissenschaft überhaupt noch zusammenhält. Das ist ein Hinweis auch auf das nie ganz faßbare Geheimnis von Mensch, Welt und Gott.»

▶ «Die Relativität der Einzelwissenschaft. So exakt die Ergebnisse der Einzelwissenschaften auch sein mögen, so vielfältig sind die Verweisungen innerhalb der Wissenschaften geworden. Die Autonomie eines wissenschaftlichen Bereiches wird immer mehr zum Problem. Damit hat die Wissenschaft aber auch aufgehört, den Absolutheitsanspruch zu erheben, der ihr im vergangenen Jahrhundert eigen war.»

▶ «Toleranz als Ehrfurcht. Je mehr die Grenzen eigener Einsicht erkannt werden, je deutlicher sich die Kompetenz anderer Wissenschaften aufdrängt, desto notwendiger wird der Sinn für echte Toleranz: Das geduldige Zuhören, das Annehmen eines Fremden als Fremden, die vielen Überraschungsmöglichkeiten in anderen Sektoren, das endlose Wartenmüssen auf Versuchsergebnisse vieler Forscher. Eine solche Toleranz kann – recht verstanden – wahre Ehrfurcht wecken. Denn die Welt wird nicht nur ständig erobert, sie wird im gleichen Maße immer unbekannter, größer und vielgestaltiger. Der Mensch selbst erkennt sich in seiner Begrenztheit.»

▶ «Das geduldige Ertragen der Pluralität und die Unmöglichkeit, in kurzer Zeit eine Synthese zu erarbeiten. Nichts wäre verhängnisvoller, als wollte man – vielleicht unter Zuhilfenahme theologischer Aussagen – gleich wissen, wohin alles führt und wie die Einheit zu erreichen wäre. Wir dürfen die Vielgestaltigkeit nicht vorschnell überspringen; sie nicht mit der Berufung auf etwas Letztes kurzsichtig abtun. – Denn die mühsame Arbeit, den Weg zu einer Einheit der Wissenschaften zu gehen, wird immer vereitelt durch neue Horizonte, die sich eröffnen. Jede ungeduldige und frühzeitige Synthese wäre für den Wissenschafter von heute nur der Beweis einer ideologischen Gewaltlösung, welche sich im Grunde als eine erpreßte Versöhnung realisieren ließe, aber niemals als Einheit sich ergäbe, die das Ganze der Wirklichkeit in allen ihren Widersprüchen und Spannungen umfassen muß.»

▶ «Das Bekenntnis der Ohnmacht der Wissenschaft. So sehr die Wissenschaft die einzelnen Forscher in Anspruch nehmen kann, so zeigt gerade die pluralistische Situation der Gegenwart, daß die Einzelwissenschaft selbst keinen Sinn des Daseins unmittelbar begründen kann. – Ich nehme Bezug auf eine Feststellung Jaspers: ‚Alle sind Fachleute in einem kleinen Bereich und erwarten das, was sie bedürfen, von anderen Fachleuten. Alle leben, als ob von einem Ort her das Ganze geführt würde. Aber an diesem Ort steht kein Fachmann. Dort finden sie nichts. In unaufhebbarer Daseinsnot erzeugt daher der Wissenschaftsaberglaube das typisch moderne Bewußtsein des totalen Betrogenseins, die Verzweiflung oder die sterbensmüde Gleichgültigkeit.‘ – So illustriert ein Wissenschafter von Rang die Begrenztheit der Wissenschaft in ihrem Bemühen, alles zu lösen.»

▶ «Dem gegenüber aber besteht die Verantwortung der Wissenschaft und ihrer Vertreter, seitdem die technische Auswertung wissenschaftlicher Forschung – zum Beispiel auf dem Gebiet der Kernphysik – den Mächten der Zerstörung die Tore geöffnet hat. Es handelt sich um eine Verantwortung, der sich die Vertreter der Wissenschaft heute nicht entziehen können und die ihnen von Tag zu Tag stärker bewußt werden muß. So großartig die erstaunliche Entwicklung der Naturwissenschaft und das damit begründete Vordringen des Menschen in das Weltall ist, so mindert das nicht die Verantwortung gegenüber dem Menschen und gegenüber dem Schicksal der Menschheit. Es liegt in der Verantwortung der Wissenschaft und der Intellektuellen, den Untergang der Menschheit durch den Mißbrauch der Wissenschaft zu verhindern.»

«Die Entscheidung darüber wird aber nicht vom Fortschritt der Wissenschaft als solcher abhängen, sondern von den sittlichen Qualitäten des Menschen; mit anderen Worten: Es ist die Stärke und Kraft des Willens vor allem, und nicht des Intellektes. Die Willenskraft für das Gute zu stärken, ist letztlich eine religiöse Erziehungs- und Bildungsaufgabe. Diese sittliche und charakterliche Ausbildung des Menschen wird und muß letztes Bildungsziel einer Bildungsgesellschaft sein, die sich heute aus der Industriegesellschaft herausformt.»

«So also sind der unbedingte Wille zur Wahrheit, die echte ehrfürchtige Toleranz, das geduldige Ertragen der noch nicht möglichen Synthese, die demütige Erkenntnis, daß im einzelnen, auch in der einzelnen Wissenschaft, nicht der Sinn des Daseins liegt, vor allem aber das Bewußtsein der Verantwortung der Vertreter der Wissenschaft – sie also sind die Voraussetzungen, die die Universität heute dazu befähigt, die geistigen und sittlichen Ideale zu bewahren, deren bevorzugte Hüterin sie stets gewesen ist.»

Wahrheit in Freiheit: die Gesprächshaltung

An diese sechs Richtsätze, die wir hier im Wortlaut abgedruckt haben, schloß der Kardinal noch einen Gedanken an, zu dem ihm das Wort im 8. Kapitel des Johannesevangeliums die Überleitung bot: «Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen.» Wahrheit und Freiheit gehören zusammen!

Es traf sich, daß wenige Tage später Papst *Paul VI.* denselben Gedanken unter Berufung auf dasselbe Schriftwort an ein ganz anderes Gremium aussprach. Er tat dies in einer Botschaft, die er an den 7. Weltkongreß der katholischen Presse sandte. Er betonte, was dem Christen im «Doppelbegriff Wahrheit-Freiheit» als Erfordernis seines Glaubens erscheine, sei – und wer wollte sich darob nicht freuen! – ein in der modernen Welt immer mehr von allen jenen anerkannter Wert, die sich für das Allgemeinwohl der Gesellschaft einsetzen.

Diese zeitliche Parallele ist typisch für die Ausweitung der Universitätsbildung durch die heutigen Massenmedien, die nicht selten Hochschulprofessoren einspannen, um die Errungenschaften der Wissenschaft ohne «Zwischenhandel» einem weiteren Publikum mitzuteilen. Die Hochschule stellt sich somit der heutigen Gesellschaft. Sie läßt sich in die Karten schauen. Und da kommt eine neue Erziehungsaufgabe auf sie zu: Ein Beispiel zu geben für das, was die Voraussetzung einer Wahrheitssuche in der Freiheit und einer Freiheitssuche in der Wahrheit ist: das Gespräch.

Lassen wir hier nochmals *Kardinal König* sprechen:

«Wer heute auf der hohen Schule nach Wahrheit sucht und forscht, braucht das Gespräch. Der Fortschritt der Wahrheitserkenntnis gerade in einem pluralistischen Zeitalter ist durch das Teamwork und das Gespräch bedingt. Was ist die Wirkung eines solchen Gespräches? Es führt zu einer erneuten Selbstprüfung hinsichtlich der eigenen Überzeugung und Haltung und wirkt dadurch korrigierend und mäßigend. Es macht bereit zum sachlichen Argument und zur sachlichen Würdigung der Überzeugung des andern, auch der Überzeugung des Gegners. Das Ergebnis ist die Eindämmung der Spannungen in den öffentlichen wie in den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen. Es führt zu einer Mäßigung aggressiver Impulse, zu einer allgemeinen Stärkung des sachlichen Urteils, einer Vorsicht gegenüber Extremen und Radikalismen und läßt das Gemeinsame hervortreten – trotz aller verbleibenden Gegensätzlichkeiten der Überzeugungen und Interessen. Ohne das echte und offene Gespräch würde die heutige Gesellschaft in einer babylonischen Sprachverwirrung entgegengesetzter Monologe steckenbleiben.»

«Die Gesprächshaltung ist daher – ohne damit dem Kompromiß oder dem Relativismus das Wort zu reden – eine soziale Tugend, nicht nur im Bereich der Demokratie, sondern auch beim Ringen nach Wahrheit und Fortschritt der Wissenschaft. Die Wissenschaft wäre in ihrem Lebensnerv getroffen, wenn an Stelle des Dialogs der Gruppen die Pseudodogmen der Ideologien träten. Dieses Gespräch zu pflegen, dazu zu erziehen, nicht nur die Erkenntnis, sondern auch die Fragen weiterzugeben, das ist eine der großen Erziehungsaufgaben der Universität, die das Forschen nach endgültigen Wahrheiten nie aufgibt.»

«Von besonderer Bedeutung scheint heute zu sein, das Gespräch auch zwischen den Fakultäten zu suchen. Sosehr die Spezialisierung und das Fachwissen trennt, sosehr muß die Einstellung und Haltung des Strebens nach Wahrheit wieder gemeinsame Basis schaffen. So können Spezialisierung in der Sache und Universalität in der geistigen Haltung Brücken schlagen, wo sie alle abgebrochen zu sein schienen.»

«Zu diesem Gespräch bekennt sich heute auch die Kirche. Dieses Gespräch sucht die Kirche heute auf den Hochschulen und Universitäten. Die Kirche war einst Lehrerin auf den Hohen Schulen, sie will heute Gesprächspartnerin sein – Partnerin in der Suche nach Wahrheit. Die Kirche sucht dabei weder in diesem Land noch sonstwo in der Welt einen Herrschaftsbereich aufzurichten, sondern ihre Dienste anzubieten. Sie will das, was sie beitragen kann zu dieser Suche nach unbedingter Wahrheit – in Freiheit und in Bescheidenheit –, als Dienst anbieten. Sie scheut daher das Gespräch nicht, sondern sie sucht es. Dialog heißt nicht bloß Vermittlung der eigenen Wahrheit, sondern heißt auch, die Ansichten und Einsichten des andern ernst nehmen.»

«Nicht ein ängstliches Abschließen, auch nicht ein hochmütiges Besserwissen oder ein ratloses Beiseitestehen kann heute die Haltung der Kirche sein, sondern Aufgeschlossenheit, Bescheidenheit und Gesprächsbereitschaft.»

«So kann die Universität heute in der Vielfalt der Spezialisierung nur durch den Menschen und sein Forschen nach Wahrheit zu einem Forum des Geistes in der einswerdenden Welt werden.»

Zum Verständnis des Titels «Mutter der Kirche»

Am Pfingstfest befanden sich die Apostel einmütig – im Gebet – mit den Frauen, mit Maria, der Mutter Jesu, beisammen. Dieses Ereignis läßt uns an den Titel denken, den Papst Paul VI. am Ende der dritten Konzilssession verliehen hat. *Franz Michel Willam* sucht durch die folgenden Ausführungen aus der Reflexion *Kardinal Newmans* die Entstehung dieser Bezeichnung Marias dem Verständnis näher zu bringen. *Die Redaktion*

Reflexionen Newmans über die Gesamt-Tradition der Offenbarung

In den letzten Jahrzehnten und erst recht seit Beginn des Zweiten Vatikanischen Konzils sind eine große Anzahl von wertvollen Abhandlungen über die Tradition als geschichtlicher Vorgang erschienen. Dabei rückte bald diese, bald jene Seite des Problems ins Licht. Eine besonders wertvolle Beschreibung des Gesamtvorganges der Tradition als eines innerhalb der Geschichte mitgehenden Prozesses hinterließ Newman in der «Via Media».[1]

In der Gesamttradition unterscheidet Newman zwei Ströme: den einen nennt er die «episkopale» und den andern die «prophetische» Tradition.

▶ Die episkopale Tradition: «Diese besteht aus den offiziellen Dokumenten der Hierarchie, wie sie die verschiedenen Glaubensbekenntnisse darstellen. Sie ergänzt die Heilige Schrift und legt sie aus. Sie ist auch selbst etwas Geschriebenes und demgemäß etwas Fixiertes, etwas gedrängt Zusammengefaßtes und überdies etwas Schematisches (also wissenschaftlichen Charakters). Sie bewahrt und beschützt.»

▶ Die prophetische Tradition: «Was jedoch Leben hat und Leben weitergibt, das ist die prophetische Tradition. Die prophetische Tradition ist, ohne sich mit irgend einem einzelnen Dokument zu identifizieren, so wie das Leben selbst, ein Ganzes und etwas Vielschichtiges zugleich. Sie schwingt mit in den Schriften der Gelehrten, in den Texten und Riten der Liturgie, in der religiösen Unterweisung, die in der Kirche ununterbrochen erteilt wird; ebensogut geht sie aber auch mit in den Seelen der einzelnen Christen selbst, indem sie – so wie sie ist – ihre gesamte religiöse Existenz durchdringt.

Zu bestimmten Zeiten fällt sie nahezu mit der episkopalen Tradition zusammen, zu anderen Zeiten überbordet sie und ergießt sich in Fabeln und Legenden. Träte die episkopale Tradition nicht dazwischen, um sie (die prophetische Tradition) schärfer zu fassen und zu begrenzen, würde sie – wie sie nun einmal ist – fort und fort in Gefahr sein, sich in Verderbnissen der Lehre zu verlieren.

Zum Ausgleich dieses Mangels stellt sie das ununterbrochene Fortleben der Wahrheit in den einzelnen Seelen und in der gesamten Kirche dar.

Bei aller Bedeutung der Reihe der Dogmen und Definitionen ist es eben doch die prophetische Tradition, die das darstellt, was der heilige Paulus das phronema des Geistes (Röm 8,27), das heißt die Denkweise und die Denkprinzipien nennt, die gleichsam wie ein Atmen der Kirche das darstellen, gemäß dem sie einstellungsmäßig und unbewußt die Dinge ansieht.»

Im Menschen können zwei «phronemata» herrschen: das «phronema» des Fleisches (wer sich diesem ergibt, wendet sich vom Göttlichen ab) und das «phronema» des Geistes (da verbindet sich das Denken des Menschen mit den Einwirkungen des Heiligen Geistes). Bei Newmans damaliger Denkweise wird durch dieses «phronema» die Unfehlbarkeit der Kirche gesichert. Newmans Beschreibung der laufenden Tradition zeigt sich nun besonders geeignet, die Eigenart der Entwicklung der marianischen Dogmen darzustellen.

Die marianischen Dogmen innerhalb der Gesamt-Tradition

Gott ist ein Geist, der Mensch ist eine Einheit aus Leib und Seele. Darum hat alles Sprechen über Gott und auch alles Sprechen Gottes zu den Menschen einen analogen Charakter, das heißt: es werden Aussagen und Begriffe aus dem menschlichen Leben und Erkennen in sinngemäß übertragener Weise auf Gott und Göttliches bezogen. Bei diesem Tatbestand ergibt sich folgende Gesetzlichkeit: Je tiefer ein menschlicher Vorgang das Gemüt erfaßt und zugleich für alle ohne Ausnahme erfahrbar ist, um so mehr wird er in bewußten oder unbewußten Denkvorgängen zu Wahrheiten der Offenbarung in Beziehung gesetzt werden.

Zu den allgemeinst zugänglichen Erfahrungen zählt man das Erlebnis der Liebe der Mutter, daher der Preis der Mutterliebe zu allen Zeiten und bei allen Völkern! Auf Grund dieser Tatsache sind die einfachen Gläubigen in Erfassung der Stellung Marias, der Mutter des Sohnes Gottes, zu Jesus, ihrem Sohne, und zu den Gläubigen als den von ihm Erlösten, also kurz gesagt – am Werden marianischer Dogmen in besonders hohem Maße beteiligt.

Bei der Art, wie Newman die prophetische Tradition beschreibt, steht damit der Weg sowohl zu richtigen Erkenntnissen als auch zu falschen Annahmen in gleicher Weise offen. Die «Maximalisten» unter den Mariologen neigen dazu, nur die positive Seite zu sehen, die «Minimalisten» kommen in Versu-

chung, nur vor dem negativen Element zu warnen. Newman selbst sieht auf die Ambivalenz der prophetischen Tradition und gelangt so einen Schritt weiter auf dem Wege zur Kirche.[2]

Auf die besondere Volksverbundenheit marianischer Fragen hat schon Marin-Sola mit Nachdruck hingewiesen.[3] Newman hat das Hervortreten eines marianischen Dogmas aus dem Bibeltext erst im Jahre 1832 – man könnte sagen – selbst erlebt. Hat er doch am Fest Maria Verkündigung dieses Jahres eine Predigt gehalten, in der er so nahe an die katholische Lehre von der Unbefleckten Empfängnis Marias herankam, daß er deshalb beanstandet wurde.[4]

Nach dem Jahre 1846 bildete das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Marias für Newman das klassische Beispiel für eine Lehre, die im Glaubensbewußtsein der einfachen Gläubigen wurzelt. P. Perrone hatte nämlich damals im Auftrag des Papstes Pius IX. die Definibilität dieses Dogmas zu bearbeiten.[5]

Zur gleichen Erkenntnis gelangt Angelo Roncalli, der spätere Papst Johannes XXIII., bereits als Theologe des Cerasoli-Kollegs in Rom (1903).

Am 1. Mai 1903 trägt er in sein Tagebuch ein: «Das gläubige Volk feiert den Beginn des Maimonates mit einem Gruß an Maria, die Mutter des Wortes, die großartige Idee Jesu Christi, des Friedensfürsten. In Andacht versammelt es sich um ihren Altar. Wieviel Gnade und Milde birgt diese Verehrung der seligsten Jungfrau. Sie *erfaßt auch die im Glauben und in der Frömmigkeit weniger eingeübten Herzen.*»[6]

Papst Johannes XXIII. und der Titel «Mutter der Kirche»

In den Aufzeichnungen als Kardinal und als Papst tritt ein Wandel in der Schau Marias ein. Der Titel «Maria, Mutter der Kirche» oder ähnliche gewinnen Macht über sein Gemüt.

Bei der Krönung der Muttergottes-Statue von Siponto sagt Angelo Roncalli als Kardinal: «Warum finden die Völker in den verwüsteten Gebieten, wo der Glaube an Christus schmerzlich leidet, im Zeichen des gleichen apostolischen Glaubensbekenntnisses nicht auf friedlichem Weg zurück zu der einzigen Quelle der wahren Einheit der Völker, unter der Umarmung der *gemeinsamen Mutter aller, der Mutter Jesu Christi, und der anderen gemeinsamen Mutter, der heiligen katholischen Kirche*, die alle erwartet und der anzugehören uns zu unendlicher Freude gereicht?»[7]

Am 7. April 1961 diktiert Johannes XXIII. bei einem Aufenthalt in einem römischen Seminar Roccantica ein Gebet zu «Maria vom Vertrauen». Die Marienstatue des römischen Seminars, die Kopie eines alten Marienbildes von Todi, war ihm als Theologe lieb geworden. In Erinnerung daran diktiert er folgendes Gebet: «Wir wenden uns an die allerseligste Jungfrau Maria, die Mutter Jesu Christi, Mutter der Menschen. Wir kommen mit sorgenvollem Herzen in dem schwersten Problem der Menschheit, in der Frage nach ihrem Leben oder Tod, um uns deiner Fürsprache anzuvertrauen, damit du uns bewahren mögest – a periculis cunctis – von allen Gefahren. Das ist deine Stunde, Maria. Wir wurden dir von Jesus Christus im letzten Augenblick seines blutigen Opfers anvertraut. Wir sind deiner Fürsprache gewiß.» Bezüglich dieses Gebetes ist besonders zu beachten: Papst Johannes XXIII. diktiert es 1961 in Erinnerung an die Zeit vor rund 60 Jahren, verwendet dabei aber für Maria einen Titel, der seinem jetzigen Denken als Papst angehört.[8]

Das Apostolische Rundschreiben über das Rosenkranzgebet für den gerechten Frieden der Völker (29. 9. 1961) beschließt Papst Johannes mit den Sätzen: «Die Herrlichkeit Mariens, der Mutter Jesu und auch unserer Mutter, entzündet sich hier am unerreichbaren Lichte der erhabenen Dreieinigkeit und strahlt wie ein leuchtender Spiegel dieses Licht auf die heilige Kirche zurück: auf die triumphierende im Himmel, auf die leidende, doch in sicherer Zuversicht leidende im Fegfeuer, auf die streitende auf Erden.»[9]

Anläßlich der Pilgerfahrt nach Loretto (4. 10. 1962) spricht Papst Johannes XXIII. Maria also an: «*Maria, Mutter Jesu und Mutter der Menschheit*, wir sind heute morgen zu dir gekommen, um dich als ersten Stern am Firmament des Konzils anzurufen, das vor seiner Eröffnung steht. Sei uns ein gütiges, mildes Licht auf dem Weg zur großen ökumenischen Versammlung, auf die die ganze Welt erwartend blickt.»[10]

Christozentrische Formulierungen für die Marienverehrung

Es läßt sich nicht leugnen: In der religiösen Unterweisung und erst recht in den Liedern zum Lobpreis Mariens gibt es so etwas wie eine *Mariozentrik*. Es ist freilich zu beachten, daß drängende Bittsteller immer auch Ausdrücke verwenden, die etwas von Rhetorik an sich haben. Tatsächlich bestünde jedoch die Möglichkeit, sich in der religiösen Unterweisung auch in bezug auf die Marienverehrung *christozentrischer* Ansätze zu bedienen.

Die Gläubigen vermögen auf Grund von Lebenserfahrungen, die mehr oder weniger alle machen, doch auch ohne weiteres mitzugehen, wenn man sagt: Maria hat bei ihrer einzigartigen Begnadigung eine für uns unvorstellbare Liebe zu Jesus, dem Sohne Gottes. Die Liebe Jesu, des Sohnes Gottes, zu seiner Mutter ist aber nicht nur noch einmal unvorstellbar größer als die seiner Mutter zu ihm – als göttliche Liebe ist sie zugleich von einer anderen, eben einer göttlichen Macht und Gewalt. Bei dieser seiner Liebe wollte Jesus Maria, seine Mutter, am Ende des Lebens nicht dem Tode überlassen, sondern sogleich in jenen Zustand der Verklärung versetzen, in welche die übrigen Heiligen erst am Jüngsten Tage gelangen. Für den Endzustand jener, die Jesus bei der Begründung des Reiches Gottes auf Erden treu zur Seite standen, nämlich der Apostel, stellt Jesus selbst ein Gesetz auf.[11] Auf die Frage des Petrus: «Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns dafür zuteil werden?» – erklärt Jesus nun feierlich: «Ihr, die ihr mir (als Jünger und Apostel) nachgefolgt seid, werdet dann bei der (endgültigen) Neugestaltung der Welt, wenn der Menschensohn auf dem Throne seiner Herrlichkeit sitzt, gleichfalls auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten» (Matth 19,28).

Überträgt man das in den Worten Jesu aufgestellte Gesetz auf Maria, so lautet es: «Du, die du auf die Botschaft von meinem Vater zur Mutterschaft an mir Ja gesagt hast und bei diesem Ja bei meinem Opfertod am Kreuze geblieben bist, sollst jetzt schon auf dem Throne sitzen, der dir als meiner Mutter gebührt. Und weil du als meine zukünftige Mutter im voraus erlöst worden bist, sollst du auch im voraus an meiner Seite in jenen Endzustand des Reiches Gottes erhoben werden, in den die übrigen Menschen erst am Jüngsten Tage eintreten!»

Der vorgelegte Ansatz ist nur ein Entwurf. Auf alle Fälle lassen sich die zwei Geheimnisse «Der dich in den Himmel aufgenommen hat», «Der dich im Himmel gekrönt hat» in eindrucksvoller Weise auslegen. Daneben verdient folgendes Beachtung: Die Geheimnisse des johanneischen Schriftwerkes beginnen sich erst zu entschleiern.

Die Ausführungen Kardinal Newmans, auf die als erster P. Gächter in seinem Werk «Maria im Erdenleben» hinwies[12], und die Ausführungen Dr. Cullmanns in seinem Werk «Urchristentum und Gottesdienst»[13] gestatten jedenfalls einen Aufbruch in dieser Richtung.

Franz Michel Willam

Quellennachweise: [1] *L. Bouyer, Newman. Sa vie, sa spiritualité.* Paris, Editions du Cerf, 1952, 214/215. Übersetzung nach Lois Bouyer aus John Henry Newman, The Via Media of the Anglican Church I/II, 1918, 249–251. [2] Vgl. *Karl Rahner, Zur konziliaren Mariologie*, in Stimmen der Zeit 1963/64, 101. [3] *Fr. F. Marin-Sola, L'Evolution homogène du Dogme catholique.* B. I, Paris, Gabalda, 1924, 326/327. [4] *Pfarr- und Volkspredigten*, Schwabenverlag, Stuttgart, II, 146–159. [5] *Franz Michel Willam, De Mariologia et Oecumenismo*, Romae 1962. Cardinalis Newman theses the Doctrina et Devotione Mariana et Motus Oecumenicus, 257–274; Zitat aus John Henry Newman «Zur Philosophie und Theologie des Glaubens», deutsch übertragen aus dem Englischen von Max Hofmann, Matthias Grünewald-Verlag, Mainz 1940, 213/214–263. [6] *Geistliches Tagebuch, Johannes XXIII.*, Herder, Freiburg 1964, 151. [7] Tagebuch 405. [8] Tagebuch 415. [9] Tagebuch 396. [10] Tagebuch 419. [11] *Paul Gächter SJ, Das Matthäus-Evangelium, ein Kommentar.* Tyrolia Verlag, München 1964, 629. [12] *Maria im Erdenleben, Neutestamentliche Marienstudien.* 3. Auflage, im Marianischen Verlag der Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck 1955, 203/204. [13] *Abhandlungen zur Theologie des Alten und Neuen Testaments*, herausgegeben von W. Eichrodt und O. Cullmann, Urchristentum und Gottesdienst, Zwingli-Verlag, Zürich 1962, 65–71.

Die Musik im christlichen Gottesdienst

Vor wenigen Tagen ist im Verlag Pustet, Regensburg, die deutsche Übersetzung eines Buches erschienen, das in der französischen Originalausgabe ungewöhnliches Aufsehen erregte: *J. Gelineau SJ, Die Musik im christlichen Gottesdienst.*

Erfahrungen

Wie kam es zu diesem Buch? Der Autor (er wohnt heute in Paris) machte während der Jahre seiner Seelsorgstätigkeit in Lyon und Umgebung die verstimmende Erfahrung, daß das, was als Musik bei den Gottesdiensten zu ertönen pflegte, weder zum Gottesdienst noch in den Mund dieser Gläubigen paßte. Ein gewisses romantisches Liedgut des 19. Jahrhunderts herrschte vor, üppig in der Melodie und albern im Text; da gab es unverstandene lateinische Cantica; und es gab, wie überall, Hochämter, in welchen Kirchenchöre schwere Messen sangen. Kurz, während am Altar die Messe gefeiert wurde, ließ sich das Volk durch musikalische Darbietungen von der Empore oder Lieder im Schiff separat erbauen. Kontakte zwischen vorn und hinten erzwang sich meist nur die Wandlung – und noch diese mußte sich oft eine Melodramatisierung durch die Orgel gefallen lassen.

Unser Autor fragte sich, ob dies wirklich die Rolle der Musik bei der Messe sei; ob es nicht möglich wäre, erstens die Musik zu einem (Altar und Volk) verbindenden, nicht trennenden Element zu machen, und zweitens das Volk mit solchen Gesängen am heiligen Geschehen zu beteiligen, deren Text und Melodie echte geistliche Erhebung vermittelten.

Gewiß, es gab eine von der Kirche empfohlene Idealform der musikalischen Meßfeier, das lateinische Hochamt mit gregorianischem Proprium und Ordinarium. Aber war diese Form wirklich so ideal – auch für Pfarreien, nicht nur für Klöster? Tatsächlich überstieg die musikalische Schwierigkeit fast aller Gesangsteile (vom Textverständnis gar nicht zu reden) die Kapazität des Volkes – und auch der Kirchenchöre! Die sublime Schönheit dieser Musik zeigte sich nur in verschwindend seltenen Fällen, so daß das Gros der Kirchenbesucher die Abneigung gegen Choralämter nicht überwand. Aber selbst in Fällen, wo eine tüchtige Schola vorhanden war, meldeten sich Bedenken: wieviele Teile des gregorianischen Repertoires haben im Lauf der Geschichte solche Umformungen und Verformungen erfahren, daß ihre ursprüngliche liturgische Funktion heute gar nicht mehr greifbar ist! Aus dem Vortrag des Gradualpsalmes (um ein Beispiel zu nennen), an dem das Volk mit einem ständig wiederholten Kehrvers beteiligt war, sind musikalisch hochdifferenzierte, ariose Gebilde geworden, unsere Gradualien, in denen bloß noch ein Rudiment des Psalmes übrigblieb und deren sich nur ausgebildete Solisten annehmen (sollten). Das unbesehene Exekutieren solcher lateinischer Ämter wäre unserem Autor als Flucht aus einer mut- und ratlosen Gegenwart in die Sicherheit einer Tradition erschienen; gediegene Denkmalpflege wäre das Resultat gewesen.

Gab es aber nicht eine Literatur, die hier um neue Lösungen rang? Es gab und gibt eine Riesenliteratur über kirchenmusikalische Fragen, auch über Fragen von einzelnen Neuerungen. Es gibt vorzügliche musikwissenschaftliche Einzelstudien; es gibt Arbeiten über die kirchenrechtliche Seite der Sakralmusik. Man bekommt auch zuverlässigen Aufschluß über die geschichtliche Entwicklung der Kirchenmusik bis in die jüngste Zeit. Aber ein alle Aspekte zusammenfassendes, grundsätzliches Werk schien es nicht zu geben; ein solches war jedoch für das Unternehmen weittragender Erneuerungen unumgänglich.

Zeigte vielleicht die kirchenmusikalische Praxis anderswo bereits neue Wege? Regionale und internationale Kongresse führten neue Werke vor, aber wirklich schöpferische Beiträge waren selten. Das Neue wurde gleichsam stets eine Etage zu hoch angesetzt. Man baute Neues über alten Untergeschossen, deren Zuverlässigkeit man zu wenig prüfte. Man schrieb zum Beispiel neue «Messen», die bisweilen musikalisch interessant und ansprechend waren. Aber man hätte in diesem Fall besser gefragt, ob es tatsächlich sinnvoll ist, weiterhin eine Reihe von Texten zu einem musikalischen Zyklus zusammenzufassen, die gar nicht so eng zusammengefaßt sein wollen, die gar keiner großen musikalischen Ausgestaltung bedürfen und die auch nicht unbedingt in den Aufgabenbereich des Kirchenchores fallen, wie etwa die Kyrie-Litanei, die Akklamation des Sanctus samt Benedictus, die Litanei zur Brotbrechung, das Agnus Dei. Man hätte fragen können, ob nicht bei ganz andern Texten eine Musikalisierung wünschenswert und richtig wäre, etwa bei der Anamnese unmittelbar nach der Wandlung oder bei der Schlußdoxologie des Kanons (Per ipsum ...). Bei diesen neuen Kompositionen handelte es sich überdies meistens um technisch anspruchsvolle Werke, so daß der Leiter eines mittleren Kirchenchores immer wieder mit leeren Händen von solchen Kongressen heimkehrte.

Prinzipien

In der Bedrängnis durch all diese Fragen reifte bei P. Gelineau der Plan zum vorliegenden Buch.

Sein Musikstudium, seine Hochschultätigkeit als Liturgiker, seine Seelsorgspraxis und die Erfahrungen, die er mit seinen französischen Psalmen machte, kamen ihm nun zugute. Es schwebte ihm eine Prinzipienlehre der Kirchenmusik vor, eine streng theoretische Untersuchung mit streng praktischer Zielsetzung. Für alles kirchenmusikalische Schaffen sollte, unabhängig von örtlichen und zeitlichen Situationen, klargestellt werden, was für eine Rolle die Musik beim Gottesdienst zu spielen hat. Für eine solche Zusammenschau mußte außergewöhnlich viel und vielfältiges Material zusammengetragen werden. Insofern Kirchenmusik integrierender Bestandteil des christlichen Gottesdienstes ist, hat der Verfasser als Theologe und Liturgiewissenschaftler zu sprechen; insofern es sich um Musik handelt, als Musikwissenschaftler; insofern es sich um Musik eines rechtlich geregelten Ritus handelt, als Kanonist; insofern es sich bei dieser Musik auch um ein Phänomen der musikalischen Tradition handelt, als Musikgeschichtler; insofern es sich um Gesänge einer sich im Glauben versammelnden Gemeinde handelt, muß der Autor als Seelsorger sprechen.

▶ Wie entwickelt P. Gelineau seine Untersuchung? Die Eröffnung bildet eine Besinnung auf das Geheimnis des gesungenen menschlichen Wortes. Sein natürliches Wesen ist zeichenhafte Vermittlung zwischen den Menschen als Kundgabe, Flehen, Lobpreis. Im christlichen Gottesdienst tritt nun dieses Wort in den Dienst des geoffenbarten Wortes und erfährt hier die Adelung seines Zeichencharakters: das Wort der Kundgabe wird zur Kundgabe des Wortes Gottes; Flehen und Lobpreis werden Flehen und Lobpreis des Menschgewordenen und seiner Erkauften, der Kirche. Das führt zu einer ersten Einsicht: Kirchenmusik ist der feierliche, kultische Dialog zwischen Mensch und Gott durch die Vermittlung Jesu Christi. Alle Kirchenmusik steht im Dienste der Offenbarung im Wort; sie ist wesentlich Vokalmusik. Die vollendete Form dieses Gesprächs ist die heilige Messe, ein strenges Gefüge von Riten, die als solche die Heiligkeit und Universalität dieses Dialogs versinnbilden. Das gesungene Wort, die Kirchenmusik, ist demnach auch Ritus; als solcher hat sie Heiligkeit und Universalität darzustellen und untersteht der kirchlichen Gesetzgebung.

▶ Wie aber soll sich dieses rituelle, gesungene Gespräch konkret vollziehen? Zuerst ist zu fragen, was der einzelne Ritus will: ob er das Wort der Offenbarung verkünden will (Lesungen), ob er einen Lobpreis anstimmt (Psalmen, Lieder), oder ob er Gott eine Bitte vorträgt (Orationen). Dann ist darauf zu schauen, wem die Ausführung der einzelnen Riten zufällt. Die musikalische Gestalt muß auf den oder die betreffenden Rollenträger abgestimmt sein. Bald ist es ein Solist im Altarraum, bald ein geschulter Vorsänger, bald eine Schola, bald ein Chor, bald das ganze Volk.

▶ Als nächstes ist die literarische Gestalt der zu singenden Texte zu berücksichtigen. Ist zum Beispiel das Kyrie ein Text, der nach einer stetig fortlaufenden musikalischen Form verlangt, oder ist Alternation zwischen einem Vorsänger und einem Chor, zwischen zwei Chören, zwischen Vorsänger und

Volk das richtige, oder vielleicht die ständige, litaneiartige Wiederholung eines knappen Bittrufs? Es ergeben sich klare Unterschiede zwischen fortlaufenden Formen (Lesungen, Präfationen, direkte Psalmodie usw.), Antwortformen (Dialoge, Litanei, responsorische Psalmodie, antiphonische Psalmodie, responsorische Hymnodie usw.) und wechselchörigen Formen (wechselchörige Psalmodie, wechselchörige Hymnodie).

▶ Noch stehen wir aber mit diesen Feststellungen erst im musikalischen Vorfeld. Es gilt jetzt, im Hinblick auf die erkannten Elemente die zutreffende musikalische Gattung zu wählen, eine rezitativische oder eigentlich gesangliche. Dabei bietet sich eine reiche Skala rezitativischer und gesanglicher Möglichkeiten an, bald einfacher, bald komplexer Art, sowohl nach der melodischen als der rhythmischen Seite hin. Ein Beispiel: Welche musikalische Gattung ist für das Ite missa est zu wählen? Die Aufgabe dieses Rufes ist es, dem Volk das Ende des Gottesdienstes mitzuteilen. Ausführende sind der Diakon (oder Priester) und das Volk. Der Struktur nach ist es ein kurzer Dialog, der Diakon ruft, das Volk antwortet mit einer Akklamation. Als musikalische Gattung kommt daher nur ein Rezitativ in Frage. Die neumatischen oder gar melismatischen Melodien, die das Ite missa est im Laufe der Geschichte überwucherten, stehen offensichtlich im Widerspruch zur Natur des Rufes und der antwortenden Akklamation. Die Musik soll hier einfach bleiben mit Rücksicht auf den Diakon, der nicht notwendigerweise ein Gesangskünstler ist, und mit Rücksicht auf das Volk, das ihm einmütig antworten soll. Die mustergültige und vielleicht älteste Melodie des vatikanischen Kyriale ist die des Ordinarium XV.

▶ Aber mit diesen Bestimmungen musikalischer Art (Rezitativ oder Gesang) ist die «Materialität» der Gesänge noch immer nicht festgelegt. Ein Kredo-Rezitativ wird bei einem Gottesdienst in Afrika wesentlich anders tönen als in der Liturgie des hl. Chrysostomus, obwohl es sich in beiden Fällen um ein Rezitativ handelt. So erhebt sich hier die Frage nach der musikalischen Sprache und dem musikalischen Stil. Es ist nicht eine abstrakte Christengemeinde, die sich zum Gottesdienst versammelt, sondern Menschen einer ganz bestimmten Sprache und kulturellen Tradition, mit je eigenen Anschauungen und Konventionen bezüglich des Schönen und Heiligen. Es gibt daher keinen Gesang, der sich gleichsam materiell als der kirchliche, universelle Gesang festlegen liesse. Universell ist das Gespräch der Heilsgemeinschaft mit dem Vater aller in Jesus Christus; die Weise des Vollzugs, die musikalische Sprache und der musikalische Stil, ist partikulär. Bleibt schließlich noch die Frage zu behandeln, ob diese gottesdienstliche Vokalmusik sich mit dem Spiel von Instrumenten verbinden darf oder soll – eine im Hinblick auf die Geschichte notwendige Erwägung, ähnlich jener über die Mehrstimmigkeit der Kirchenmusik.

Anwendung

Damit sind die Prinzipien erarbeitet. Jetzt geht der Autor den praktischen Teil seiner Arbeit an und bestimmt zunächst alle Gesänge der römischen Messe anhand der aufgestellten Kriterien. Welches ist zum Beispiel bei der Sequenz die Funktion, wer sind die Ausführenden, welche Vortragsform verlangt ihre literarische Gestalt, welche musikalische Gattung kommt dafür in Frage, welches ist endlich für unsere Verhältnisse die zutreffendste musikalische Sprache? – Derselben Analyse werden hernach die anderen Gesänge christlicher Gottesdienste unterzogen (Stundengebet, religiöser Volksgesang).

Endlich ist alles bereit, um die traditionellen Repertorien unserer Kirchenmusik (gregorianischer Gesang, kirchliche Polyphonie, neue Kirchenmusik, religiöser Volksgesang, Orgelmusik) auf ihre Eignung für den Gottesdienst kritisch zu prüfen. Zug um Zug vorbereitet durch die vorausgehenden Kapitel durchwandert nun der Leser mit wirklich neuem Auge die Landschaften der vertrauten Repertorien. Nichts wahrhaft Großes der Vergangenheit ist entwertet worden, aber es zeigt sich jetzt deutlicher, worin das einzelne groß war und wie etwas groß sein kann, ohne für die Liturgie Eignung zu besitzen – und wären es Teile des gregorianischen Repertoires!

Am Ende wendet sich der Verfasser an die Komponisten und stößt die Tore weit auf zu neuen Wegen, auf denen sie unbekümmert und mit frischer Lust laufen mögen, nachdem sie Klarheit gewonnen haben über das Ziel, dem sie zustreben sollen. Daß ihnen hier das Ziel so unmißverständlich gesteckt und daß von ihnen ein Dienst in Bescheidung verlangt wird, darf sie nicht niederdrücken. Es ist ein nobler Dienst.

Leo Tönz SJ, Wien

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, 8002 Zürich, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», 8002 Zürich, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto 80-27842.

Abonnementspreis: Schweiz: **Jahresabonnement Fr. 15.–; Halbjahresab. Fr. 8.–; Gönnerabonnement Fr. 20.–.** Einzahlungen auf Postcheckkonto 80-27842. **Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement.** – Belgien-Luxemburg: bFr. 190.–/100.–. Bestellungen durch Administration Orientierung. – Deutschland: DM 16.–/8.50, Gönnerabonnement DM 20.–. Best.- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, 8002 Zürich. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Konto Nr. 785, Psch. A. Ludwigshafen oder Nr. 17525 Mannheim, Orientierung. – Dänemark: Kr. 25.–/13.–. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. – Frankreich: Fr. 18.–/10.–. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. – Italien-Vatikan: Lire 2200.–/1200.–, Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicola da Tolentino, 13, Roma. – Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142 181. Sch. 90.–/50.–. – USA: jährlich $ 4.–.

Nicht auf halbem Weg stehen bleiben!

Wer sein Haus in einer Feuersbrunst verliert, wer durch einen andern schweren Schicksalsschlag seine Existenz zerstört sieht, braucht viel Zeit, Mut und Kraft, um sein Leben wieder aufzubauen. Ist er gar alt, krank, gänzlich vereinsamt, wenn das Unglück ihn trifft, benötigt er umso mehr die Hilfsbereitschaft der Mitmenschen. Noch schwerer als von Not bedrängte Schweizer haben es viele der von Heimat und Heim vertriebenen Flüchtlinge, die ein Asyl in unserem Land fanden. Sie besitzen als «Fremdlinge» weder eine Schadenversicherung noch den Rückhalt an Heimatgemeinde und Hilfswerken, an die der Schweizerbürger sich um Unterstützung wenden kann. Den Familien beim Aufbau einer neuen, selbständigen Existenz beizustehen, hilflose alte und kranke Heimatlose und Flüchtlingskinder zu betreuen, bleibt weiterhin Aufgabe der Schweizerischen Flüchtlingshilfe. Das ist keine kurzfristige Sache. Wir dürfen nicht auf halbem Weg stehen bleiben, soll unser helfendes Bemühen zum Ziel führen.

(Sammlung für die Flüchtlinge in der Schweiz. Postcheckkonto 80–33000)

AZ
Zürich 1

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung» Zürich